

MARTIN
KRIST

ENGELS
GLEICH

THRILLER



ulstein

Martin Krist

Engelsgleich

Thriller

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:
www.ullstein-taschenbuch.de



Originalausgabe im Ullstein Taschenbuch

1. Auflage Dezember 2014

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2014

Umschlaggestaltung: Cornelia Niere

Titelabbildung: © Silvia Ganora / Arcangel Images

Innenillustration: © Timo Kümmel

Satz: LVD GmbH, Berlin

Gesetzt aus der Palatino

Papier: Pamo Super von Arctic Paper Mochenwangen GmbH

Druck und Bindearbeiten: CPI books HmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-548-28639-6

DAMALS

Markus kann weder sehen und hören, noch spürt er Schmerzen. Dunkelheit. Totenstille. Nichts.

Ich bin tot!

Wahrscheinlich ist der Tod sogar das Beste, was ihm passieren konnte, nach allem, was geschehen ist. Vielleicht sogar das Beste für alle. Aber auf jeden Fall für ihn.

Tote können nicht denken!

Mit dieser Erkenntnis bricht das Leben wieder über ihn herein. Ein Chaos aus Licht, sengender Hitze, Tosen, Schreien – und einem Höllenschmerz, der sich durch seinen Unterschenkel frisst.

Seine Hose hat Feuer gefangen.

Reflexartig reißt er sich die Jacke vom Leib und erstickt die Flammen. Dabei wird ihm klar: Die nach Verzweiflung und beginnendem Wahnsinn klingenden Schreie entstammen seiner eigenen Kehle.

Sein irrlichternder Blick fällt auf das Haus. Flammen schlagen aus den zerborstenen Küchenfenstern im Erdgeschoss. Der Wind treibt den Rauch über den Garten, in den die Wucht der Explosion Markus geschleudert hat, zwischen die Trümmer, Bretter, Glassplitter, Schuhe, eine zerfetzte Jacke, nicht seine Jacke, sondern –

Nein! Nein!, brüllt eine Stimme in ihm. *Nein!*

Im Haus knackt ein Balken, bevor er nachgibt. Die Flammen lodern nicht mehr nur in der Küche, greifen über auf das

Wohnzimmer, rasen den Flur entlang und die Treppe nach oben.

Markus schmeckt Galle und noch etwas anderes, noch bitterer, noch ekelhafter. Das Entsetzen.

Aus dem Haus dringt das Heulen eines Kindes.

ZUVOR

1 Ich weiß noch genau, wie an diesem Abend alles begann – mit Unterleibsschmerzen und mit Toby, dessen Stimme durch unser Haus schallte.

»Juli! Juli!«, schrie der Kleine, mit sechs Jahren das jüngste unserer Pflegekinder. »Juli, Juli, schnell!« Aufgeregt trommelte er gegen die Toilettentür. »Du musst kommen!«

»Oh ... Toby«, stöhnte ich, während ich mich vor Schmerzen krümmte, »was ... ist denn?«

»Schnell, Juli, der Zaun, da ist ein Loch.«

»Welcher ... Zaun?«

»Der im Garten!« Toby hämmerte an die Tür. »Du musst dich beeilen, sonst ist Chuck ... ist Chuck ...« Seine Stimme überschlug sich vor Aufregung.

»Ich ... komme«, presste ich hervor, »aber jetzt ...«, ich holte Luft, während mein Unterleib noch um einige Zentimeter mehr anzuschwellen schien, »hör bitte auf, so einen Radau zu machen.«

»Aber ...«

»Was habe ich gesagt?«

Toby verstummte.

»Juli!«, tönte stattdessen Elsa aus dem Garten, die nicht nur fünf Jahre älter, sondern auch stimmungsgewaltiger als Toby war, »Chuck will durch den Zaun abhauen!«

Ich griff in die Pappschachtel auf dem Spülkasten hinter mir. Sie war leer. *Na toll!* Ich beugte mich zum Vorrats-

schränkchen unter dem Waschbecken vor. Ein weiterer Krampf, der bis in meinen Rücken strahlte, ließ mich zusammenzucken.

Mit aufeinandergepressten Zähnen klaubte ich eine neue Packung aus dem Schrank und fischte einen Tampon heraus.

»Juli!«, brüllte Elsa, »ich kann Chuck nicht mehr halten!«

»Ich bin unterwegs!« Ich drückte die Klospülung, stieß mir beim Aufstehen meinen Zeh am Katzenklo und erschrak vor dem Gesicht im Spiegel. Mein Mund war schmerzverzerrt, meine Haut mit Pickeln übersät, als ginge ich nicht auf die vierzig zu, sondern steckte mitten in der Pubertät.

Wie ich das hasste, jeden Monat aufs Neue.

Ich trat in die Diele.

Toby flitzte voraus in den Garten.

Die Luft dieses Spätsommerabends war warm, obendrein durchdrungen vom süßen Petunienduft unserer Blumenbeete, ein Geruch, der an Tagen wie diesen augenblicklich einen Druck hinter meinen Schläfen heraufbeschwor.

Bitte, flehte ich stumm, nicht auch noch das ...

»Juli! Juli!«, rief Elsa aus einem unserer Gartenstühle. Ihr iPod war ins Gras gefallen, aus den Kopfhörern wummerte Hiphop. In ihren Armen zappelte der Kater. »Schnell, ich kann Chuck nicht mehr halten!«

»Warum bringst du ihn nicht rein?«

»Oh Mann, Juli!« Das Mädchen guckte mich entgeistert an, als wäre mein Vorschlag so abwegig wie, na ja, Helene Fischer auf ihrem iPod.

»Juli! Hier!« Das war wieder Toby, der mit Aaron, einem seiner Schulfreunde, am Rande des Gartens stand und wild winkte.

Ein fußballgroßes Loch klaffte im Maschendrahtzaun.

»Der war schon kaputt«, sagte Toby.

Aaron nickte. »Wir haben nur ganz leicht geschossen.«

Ich spähte auf das Feld jenseits unseres Gartens, wo ich in

der Dunkelheit einen kreisrunden Schemen ausmachte, mindestens zwanzig oder fünfundzwanzig Meter weit entfernt.

»Sehr leicht also«, murmelte ich, während ich mich neben dem zerfetzten Zaun hinhockte. Ich ignorierte meinen rumorenden Unterleib und den wachsenden Druck im Kopf. Angesichts unserer aufgelösten Kinder und – das war fast noch schlimmer – meiner beiden linken Hände waren meine allmonatlichen Beschwerden eindeutig mein geringstes Problem.

Einen Zaun flicken? Ich? Ich würde einen Nagel sogar dann verfehlen, wenn der Kopf den Umfang eines Suppentellers besaß.

Trotzdem musste ich mir was einfallen lassen.

Unsere Straße, der Rudolf-Ditzen-Weg, mochte zwar in einem ruhigen Wohnviertel unweit des Schlossparks im Zentrum Pankows liegen, aber sie war, wie wir manchmal scherzten, *der Vorhof zur Hölle*. Nur wenige Hundert Meter weiter begann bereits Heinersdorf. Von unserem Schlafzimmerfenster aus hatten wir freien Blick auf die schäbige Plattenbausiedlung, und je nachdem, wie der Wind stand, drang an manchen Tagen auch das Verkehrsrauschen der A114 zu uns herüber.

Um die Kinder, die ganz vernarrt waren in Chuck, nicht unnötig zu beunruhigen, hatten wir einen Maschendrahtzaun um unseren Garten gezogen, so dass der Kater zwar nach draußen durfte, aber –

»Ey, Leute«, erklang eine verschlafene Stimme vom Haus her, »hab ich euch schon mal gesagt, dass ich euch so was von liebezend finde?«

Yvonne war unbemerkt auf die Terrasse getreten. Vor einer Stunde schon hatte sie sich zu Bett begeben, weil sie am nächsten Morgen früh in die Firma musste.

»Entschuldige, Schatz«, ich stemmte mich langsam empor, »haben wir dich geweckt?«

»Nach einem Schlaflied klang euer Geheul zumindest nicht.«

»Der Zaun ist kaputt«, ließ Toby wissen.

»Ich war das nicht«, versicherte Aaron.

»Chuck darf doch nicht raus«, sagte Elsa, die immer noch mit dem Kater rang.

»Ah ja, das erklärt einiges.« Yvonne strich sich eine Strähne aus dem Gesicht. »Aber nicht, warum ihr ihn nicht einfach ins Haus schafft, bis der Zaun geflickt ist?«

»Oh Mann, Yvonne!« Elsa verdrehte die Augen, während Chuck zwischen ihren Armen zappelte.

Yvonne schaute mich verwirrt an.

»Tja«, sagte ich, »Kinderlogik ...« Ich zuckte mit den Schultern. »Warum legst du dich nicht wieder hin? Ich kümmere mich um den Zaun.« Ich bückte mich und schnappte nach Luft, als gleichzeitig ein Krampf in meinem Unterleib und die Migräne in meinem Kopf explodierten.

Yvonne trat zu mir. »Lass mal, ich mach das schon.« Ihre Hand streifte meinen Arm, wie zufällig, trotzdem vertraut und zärtlich. Und beruhigend.

*

Schon seltsam, oder?

Gewisse Dinge vergisst man nicht, obwohl es sich nur um winzige Details handelt, und Tage seitdem vergangen sind, manchmal Wochen, Monate oder sogar Jahre. Dennoch bleiben sie im Gedächtnis haften, als wären sie eben erst geschehen.

Anderes dagegen kann man sich beim besten Willen nicht merken. Ihren Namen zum Beispiel – tut mir leid – habe ich schon wieder vergessen, obwohl Sie sich erst vor wenigen Minuten vorgestellt haben. Aber ich gebe zu, ich hatte es noch nie so mit Namen.

Yvonne war da ganz anders. In vielerlei Hinsicht.

Vielleicht ist das auch der Grund, weshalb ich mich so gut an die Details dieses Spätsommerabends erinnere, eben weil alles anders war. Augenblicke inniger Vertrautheit und Nähe, die ich, das gebe ich ganz ehrlich zu, viel zu selten mit Yvonne erlebte. Aber die Kinder, die Arbeit, unser Alltag – da blieb kaum Zeit für mehr.

Nicht dass Sie mich missverstehen, ich beklage mich nicht darüber, im Gegenteil, ich war glücklich. Glücklicher, als ich es mir je hätte erträumen können, verstehen Sie?

Nein, natürlich nicht, wie auch, schließlich wissen Sie nicht, wie mein Leben *vorher* ausgesehen hat.

Keine Sorge, ich werde Ihnen davon erzählen, von meinen Jahren voller Angst und endloser Kämpfe. Mit meinen Eltern, mit Moralvorstellungen von vorgestern, mit meinen eigenen Wünschen und Begierden. Wieder und immer wieder, bis ich an allem und jedem und am allermeisten an mir selbst zu zweifeln begann. Bis Yvonne in mein Leben trat.

Lass mal, ich mach das schon.

*

Yvonne flickte den Zaun innerhalb weniger Minuten.

Ich hätte dafür die halbe Nacht gebraucht, und hinterher wäre Chuck vermutlich trotzdem durch den Maschendrahtzaun entkommen.

Nachdem sie das Werkzeug wieder im Gartenschuppen verstaut hatte, gesellte sie sich zu mir. »Wie geht es dir?«

»Schon viel besser.« Ich lag auf einem der Gartenstühle, eine Wärmflasche auf meinem Bauch, das Glas Mineralwasser in der Hand, mit dem ich eine Migränetablette hinuntergespült hatte.

Die hatte mittlerweile angeschlagen, und die warme Abendluft wurde wieder erträglicher, auch der Duft der Petunien,

sogar das Hiphop-Wummern aus Elsas Kopfhörern. Auf ihrem Schoß schnurrte der Kater.

Aus dem Badezimmerfenster drang ein lautes Rülpsen. Toby lachte schallend, Aaron stimmte nicht minder laut ein. Das Zähneputzen der beiden artete zu einer Schlacht aus, nach deren Ende die Zahnpasta vermutlich auf dem Spiegel, der Kloschüssel und noch anderen, undenkbaren Orten kleben würde.

»Bleib liegen«, sagte Yvonne, als ich aufstehen wollte. Sie nahm mein Glas und schluckte runter, was vom Wasser noch übrig war. »Hey, Jungs«, rief sie dann, »Waffenruhe!«

»Och, nee!«, schallte es nach draußen.

»Och, ja!« Augenzwinkernd hauchte Yvonne mir einen Kuss auf den Mund. Als ich das Mineralwasser und die Schweißperlen auf ihrer Oberlippe schmeckte, wurde mir mit fast schmerzhafter Intensität bewusst, wie sehr ich sie liebte.

Sie strich mir zärtlich durchs Haar, als wüsste sie um meine Gedanken, bevor sie ins Haus ging.

Yvonne war einen Kopf kleiner als ich, aber trotzdem trug sie T-Shirts, die auch einem Riesen gepasst hätten, was sie noch zierlicher wirken ließ.

Doch ihre filigrane Erscheinung täuschte. Sie war durchaus kräftig, da sie regelmäßig trainierte, beherzt, unerschrocken, nie um einen lockeren Spruch verlegen. Ach so, und natürlich konnte sie sich jeden Namen merken, jedes Buch, das sie gelesen, jeden Film, den sie geguckt hatte. Streng genommen war sie das genaue Gegenteil von mir.

Und sie war ein handwerkliches Ass. Während ich mich – abgesehen von meinem Teilzeitjob als Lektorin eines kleineren Verlags – um den Haushalt und die Kinder kümmerte, hielt sie unser kleines, zweistöckiges Häuschen in Schuss. Unserem Garten galt ihre besondere Aufmerksamkeit. Sie hatte ihn umgegraben, den Rasen gesät, die Beete angelegt, die Bäume ge-

pflanzt und den Zaun gebaut. Sie war studierte Gartenbau-Ingenieurin, hatte sich irgendwann selbständig gemacht und führte mittlerweile eine Firma mit sechs Angestellten.

»Ich bin mir nicht sicher«, sagte ich, als sie wieder nach draußen kam und mir ein volles Glas Mineralwasser reichte, »ob es so eine gute Idee war, Aaron bei Toby übernachten zu lassen.«

»Wieso nicht?«

»Morgen ist Schule.«

»Wir haben früher auch die ganze Nacht durchgefeiert und ...«

»Du vielleicht, ich nicht.«

»Da wir gerade davon reden ...« Sie fiel in den Liegestuhl neben mir, streckte sich in ihrem langen T-Shirt und blinzelte zum sternenklaren Himmel empor.

Auf dem Feld hinter unserem Garten zirpten Grillen. Irgendwo lachten Nachbarn. Bierflaschen schlugen klirrend aneinander.

Ich trank einen Schluck vom Wasser. »Eine Party?«

»Oh ja!« Erfreut riss sich Elsa die Kopfhörer von den Ohren. Chuck sprang erschrocken ins Petunienbeet. »Ich möchte auch, Yvonne.«

»Du möchtest langsam ins Bett«, sagte ich.

»Oh Mann, Juli!« Schmollend versank sie wieder unter ihren Kopfhörern.

Yvonne streckte ihre Hand nach mir aus. »Also ich hätte schon mal wieder Bock darauf, du nicht?«

Zweifelnd wiegte ich meinen Kopf. Das Berliner Nachtleben fehlte mir nicht. Ich hatte ihm nie die Bedeutung beigegeben, die es für Yvonne besaß. Und wie gesagt, mit den Kindern und unserer Arbeit fehlte sowieso die Zeit.

Aber natürlich hatte Yvonne nicht ganz unrecht. Es war schon eine ganze Weile her, dass wir mal ausgegangen waren, nur wir zwei, essen, trinken, hinterher Musik und Tanz im

SchwuZ oder in der *BarbieBar*, deren Travestieshows legendär waren.

»Vielleicht sollten wir deine Mutter fragen, ob sie nächstes Wochenende ...« Im Haus klingelte unser Telefon.

Yvonne löste sich von meiner Hand. »Wenn man vom Teufel spricht.«

»Ich geh schon!« Toby polterte die Treppe runter.

»Du solltest im Bett liegen!«, rief ich.

»Aber ich bin näher dran.«

Ich wollte etwas erwidern, ließ es jedoch bleiben, weil ich Yvannes Schmunzeln bemerkte.

Ich sagte: »Vielleicht wäre es besser gewesen, du hättest Alma den alten PC nicht geschenkt.«

»Vielleicht wäre es besser gewesen, ich hätte meiner Mutter vorher einen VHS-Kurs geschenkt.«

Fast jeden Abend rief ihre Mutter bei uns an, weil ihr PC abgestürzt war, weil sie die falsche Taste gedrückt hatte – oder weil sie die richtige nicht fand.

»Habe ich dir schon erzählt, dass sie sich einen Laptop gekauft hat?«, fragte Yvonne.

»Echt?«

»Sie sagt, um endlich mal zu verstehen, womit die jungen Leute heutzutage so ihre Zeit verbringen.«

»Und das ging nicht mit dem PC?«

»Tja«, antwortete Yvonne, »Erwachsenenlogik ist auch nicht besser als Kinderlogik.« Sie zuckte mit den Schultern. »Jetzt sitzt sie jeden Abend mit dem Teil im Bett, während Papa neben ihr schnarcht, surft durchs Internet und ...«

»Wo ist Merle?«, fragte Toby, der mit dem Telefon in der Hand aus dem Haus getrottet kam.

Merle war unser ältestes Pflegekind.

»Das weißt du doch«, sagte ich. »Bei ihrer Freundin.«

Toby schüttelte den Kopf. Er reichte mir das Telefon. »Sanita will wissen, wann Merle endlich kommt.«

2 *Denk an etwas Schönes*, ermahnte sich Anezka.

Nicht an die klaustrophobische Enge des Kofferraums, in den man sie eingepfercht hatte. Nicht an das taube Gefühl in ihren Armen und Beinen, die seit Stunden in ein und derselben unnatürlichen Haltung verdreht waren. Nicht an ihre Angst. Und nicht an den toten Jungen in der Dunkelheit neben ihr.

Bei dem Gedanken an die Leiche schossen ihr Tränen in die Augen. Ihr Schluchzen wurde verschluckt vom Dröhnen des Automotors.

Zum Glück!

»Ein Mucks von dir«, hatte Pjtor erklärt, »und du endest wie der da.«

Er hatte in den Kofferraum des Geländewagens gezeigt und Anezka einen brutalen Stoß verpasst, der sie neben den kleinen, leblosen Körper geschleudert hatte.

Entsetzt hatte sie aufgeschrien.

»Was habe ich dir gesagt?«, hatte Pjtor geschimpft und den Kofferraumdeckel zugeschlagen. »Sei still!«

Gerade noch rechtzeitig hatte Anezka den Kopf eingezogen.

Als wenn das eine Rolle spielt, dachte sie jetzt.

Ganz gleich, wie sie sich verhielt, sie würde enden wie der Junge, wenn nicht jetzt, dann später. Warum sonst hatte Pjtor sie zu ihm in den Kofferraum gesperrt?

Die Wahrheit war, und sie verkrampfte Anezka den Magen: Sie würde ihre Familie nie mehr wiedersehen. Nicht ihren Großvater, wie er in dem alten, zerschissenen Sessel in der Stube hockte, während sein enormer Bauch sich über den Hosensack wölbte, und seiner Pfeife ein herber, aber wunderbarer Duft entwich. Nicht ihre Eltern, ihre Mama, die sich jederzeit um ihre Kinder kümmerte, obwohl sie so kränklich war, und ihren Papa, der trotz aller Sorgen die ganze Familie

mit seinem Lachen anstecken konnte. Und auch nicht ihren kleinen Bruder, nie wieder würde sie mit ihm zur Musik von Lady Gaga herumhopsen.

Just dance, gonna be okay, da da doo-doo-mmm ...

Anezka begann die Melodie zu summen, doch statt ihr Hoffnung zu geben, deprimierte das Lied sie.

Sie verstummte, als sie spürte, wie der Wagen in eine Kurve bog. Eine kalte, starre Hand rutschte gegen ihre Wange.

Sie unterdrückte einen Schrei.

Das Auto wurde langsamer. Die Wagentür wurde geöffnet.

Ein beißender Gestank stieg in Anezkas Nase.

»Beil dich«, hörte sie Pjtor rufen.

Das Auto rollte wieder an. Mit einem Ruck beschrieb es einen engen Bogen, dann fuhr es rückwärts und stoppte nach wenigen Metern.

Schritte näherten sich dem Kofferraum. Die Klappe schwang in die Höhe.

Anezka zuckte zusammen. Ängstlich kniff sie die Augen zu.

»Pass auf sie auf«, sagte Pjtor, während er die Leiche aus dem Kofferraum wuchtete.

»Was stinkt hier so?«, fragte eine andere Männerstimme.

»Leonid, hast du gehört, was ich gesagt habe?«

»Ja doch.«

Vorsichtig blinzelte Anezka zwischen den Augenlidern hervor.

Sterne glitzerten am Himmel. Die roten Rücklichter des Geländewagens spiegelten sich in einem Tümpel. Pjtor lief mit dem toten Jungen darauf zu.

Willst du so enden wie er?

Leonid stand mit dem Rücken zu ihr und war mit seinem Feuerzeug beschäftigt, mit dem er sich eine Zigarette anzuzünden versuchte.

Obwohl ihr Nacken steif war, hob Anezka den Kopf. Die Scheinwerfer des Autos erhellten Pflastersteine, auf der einen Seite eine alte Fabrik, deren Eingangstor weit offen stand, auf der anderen Seite die Ausfahrt zur Straße.

Worauf wartest du?

Anezka wälzte sich aus dem Kofferraum. Als ihre Füße den Boden berührten, gaben ihre tauben Beine unter ihr nach. Mühsam hielt sie sich aufrecht.

»Verdammt, Leonid«, schrie Pjtor, »was machst du?«

Leonid wirbelte zu ihr herum.

Anezka stieß sich vom Wagen ab. Nur langsam kehrte das Gefühl in ihre Beine zurück. Sie würde es nicht bis zur Straße schaffen.

Los, beeil dich!

Sie lief auf das Gebäude zu. In der großen Fabrikhalle musste sie Dreck und Bauschutt überwinden. Eingeworfene Glasscheiben trennten die Halle von den Büros. Leere Fensterrahmen führten nach draußen. In die Freiheit.

Du schaffst das!

Sie hatte die Hälfte des Weges zurückgelegt, als ein Widerstand sie von den Beinen riss. Der Länge nach stürzte sie zu Boden. Sie schlug sich die Stirn an einem Stein. Ein weiterer Tritt traf ihren Magen.

Die Welt verschwamm vor ihren Augen. Wie aus weiter Ferne erklang ein Scheppern.

Es dauerte einen Augenblick, bis Anezka begriff, dass es eine Eisenstange war, die über den Boden schrappte.

»Was habe ich dir gesagt?«, zischte Pjtor und holte zum Schlag aus.

Ein Kichern ließ ihn innehalten.

*

Markus Kühn roch den Ärger, noch bevor er ihn sah. Ein billiges Deo, Axe Transition oder ein ähnliches Zeug, das den anderen, widerlichen Geruch kaum zu übertünchen vermochte.

Dann hörte er Stimmen, verstohlen, beinahe heimtückisch. Er blieb stehen, hielt den Atem an.

Ein Windstoß fegte raschelnd vertrocknetes Laub über die Straße. Ein paar Ecken weiter bellte ein Hund. In der Ferne knatterte ein Automotor.

Die Stimmen waren verstummt, der Gestank verflogen.

Da ist nichts!

Nur ein Spätsommerabend in einem Dorf wie Kremb, Vogelgezwitscher, frisch gemähtes Gras, Kinderlachen, knisterndes Grillfeuer, der Duft würziger Koteletts, angeschwipste Erwachsene in den Gärten hinter ihren Häusern.

Die Strapazen der letzten Wochen und seine fortwährende Anspannung hatten ihm einen Streich gespielt.

Entspann dich, du hast dich getäuscht.

Markus holte Luft. In seine Nase stieg der Gestank von Schweiß, Kippenqualm und billigem Fusel.

Seine Hand umkrampfte den prall gefüllten Briefumschlag in der Jackentasche. Sein Blick glitt die Hauptstraße herauf und herunter, versuchte in die Schatten zwischen den Häusern einzudringen – vergeblich, das Laternenlicht erreichte die Gassen kaum.

Das Motorengeräusch wurde lauter. Ein Wagen bog in die Straße. Der Scheinwerferstrahl streifte die Häuser. In einem der Eingänge drückten sich zwei Typen gegen die Wand, kahle Köpfe, schmale Schultern, Baggy pants. Sie verständigten sich mit einem raschen Blick, dann stürmten sie los.

An einem anderen Tag, einem anderen Abend hätte sich Markus gute Chancen ausgerechnet. Heute nicht, erschöpft, wie er war. Und nicht mit dem Kuvert in seiner Tasche.

Markus setzte zu einem Sprint an, überquerte knapp vor

dem herannahenden Auto die Straße. Bremsen quietschten, die Hupe dröhnte. Er verschwand in der erstbesten Gasse, schnell, aber nicht schnell genug mit der Hand in der Jackentasche.

Die Schritte seiner Verfolger kamen näher.

Er spurtete über den Schlossplatz, der ausgestorben in der Dunkelheit lag. Die Handvoll Läden, die es hier noch gab, war längst verriegelt, auch das Schlosscafé hatte geschlossen. Der Bahnhof kam in Sicht, auf den Bahnsteigen herrschte gährende Leere.

Das Schnaufen der beiden Typen verriet, dass sie zu ihm aufschlossen.

Markus keuchte. Seine Kräfte ließen bereits nach. Außerdem lagen ihm der Sauerbraten und die hausgemachten Semmelknödel schwer im Magen, die er sich auf der Herfahrt gegönnt hatte.

Am Haus gegenüber schimmerte ein blaues Schild. *Polizei*. Für einen Moment war er versucht, dort Schutz zu suchen. Er verwarf den Gedanken.

Keine gute Idee!

Er musste aufstoßen, schmeckte halb verdauten Sauerbraten. Während er den Würgereiz niederrang, bog er nach rechts in eine Seitenstraße ein, jeder Schritt inzwischen eine Qual.

Die Kerle waren ihm dicht auf den Fersen, fast zum Greifen nah.

Markus biss die Zähne aufeinander und erhöhte das Tempo. Nahm die Straße nach links, die nächste nach rechts, holte die letzten Reserven aus seinen protestierenden Beinen, während er auf die Hirtengasse zuhielt.

Er riskierte einen Blick zurück. Von seinen beiden Verfolgern war nichts mehr zu sehen. Noch ein oder zwei Straßen, dann hatte er sie endgültig abgehängt.

Er schaute nach vorne. Im Durchgang stand ein Mann.

Sandrine war sauer, und verdammt, sie hatte allen Grund dazu. »Du bist so ein Idiot, Kevin!«

»Ich weiß nicht, was du hast.« Kevin lachte. »Ist doch gar nichts passiert.«

»Nichts passiert?« Mit einem wütenden Schnaufen schaute Sandrine zurück zu den Security-Typen, aber die beiden Muskelprotze würdigten sie keines Blickes mehr.

Gerade filzten sie die Taschen eines anderen Pärchens, fanden nichts und gaben den Eingang frei zu den bunten Lichtern und der treibenden Musik.

»Schon klar«, grummelte Sandrine, »ich hab mich ja nur die ganze Woche auf die Open-Air-Party gefreut.«

»Gehen wir halt das nächste Mal.«

»Super Idee! Du weißt schon, dass das heute die letzte für dieses Jahr ist?«

»Ehrlich?« Kevin zuckte mit den Achseln. »Das ist doof.«

»Doof? Das ist alles, was du dazu zu sagen hast?«

»Meine Güte, hab dich doch ...«

»Halt einfach den Mund, okay?« Sie schleuderte ihm das Plastiktütchen an den Kopf, das die Security-Typen aus ihrem Rucksack gefischt hatten.

Sorry, aber ihr kommt hier nicht rein.

Kevin hob das Tütchen auf, klopfte den Staub ab und vergrub es in seiner Jackentasche.

Weiß der Teufel, wann er das Dope in ihrem Rucksack versteckt hatte. Wahrscheinlich während der Fahrt mit dem Taxi hierher.

Noch so eine Scheißaktion!

Fast vierzig Euro für nichts und wieder nichts.

Sie ließ Kevin stehen, stapfte wutentbrannt zurück zur Straße und hielt Ausschau nach einem Taxi, das sie zurück nach Berlin brachte. Aber da war weit und breit keines zu sehen.

Wenn das keine guten Gründe sind, sich aufzuregen, was dann?

Wütend kickte sie einen Stein in die Dunkelheit.

»Sandrine!«, rief Kevin.

Sie marschierte weiter, am Straßenrand entlang.

»Jetzt warte doch!«

Sie legte noch einen Zahn zu, bis sie fast rannte.

Die Musik wurde leiser, bis sie nur noch als ein dumpfes Wummern über der nächtlichen Straße und den dunklen Feldern hing.

Was zum Teufel hatte sie sich bloß dabei gedacht, sich auf Kevin einzulassen? Sie wusste doch, wie er tickte. Er und seine Drogen. Diese ständige Kifferei.

»Sandrine«, er schloss zu ihr auf, »weißt du eigentlich, wohin du läufst?«

»Wohin schon? Zurück nach Berlin.«

»Ist ein bisschen weit zum Laufen, oder?«

»Ich nehm mir ein Taxi.«

»Hast du eins gesehen, seitdem wir losgelaufen sind?«

»Dann fahr ich halt per Anhalter.«

»Bist du überhaupt sicher, dass wir in die richtige Richtung gehen?«

Sie blieb stehen, drehte sich einmal um die eigene Achse. Die Nacht hatte die Partylichter verschluckt. Weit und breit nur Felder, Wälder, Dunkelheit.

»Siehst du«, sagte Kevin, »ich hab dir doch ...«

»Ja«, unterbrach sie ihn genervt, »ist ja gut.«

»Ach komm, Baby«, versöhnlich streckte er die Hand nach ihr aus.

Sie schubste ihn weg. So leicht würde sie ihn nicht davonkommen lassen.

Er lachte wieder. »Jetzt hab dich nicht so.«

»Lass mich einfach in Ruhe, okay?«

Er wollte sie umarmen.

Sie tat einen Schritt zur Seite, um aus der Reichweite seiner Hände zu kommen, stolperte aber über die Straßenböschung. Kevin wollte sie festhalten.

Zu spät!

Er bekam nur ihre Bluse zu fassen. Mit einem *Ratsch* zerriss der Stoff. Sie stürzte und schlug mit dem Knie auf dem Asphalt auf. Der Schmerz zog hinauf bis in ihre Hüfte. Als sie sich aufrappelte, brach knirschend einer ihrer Fingernägel ab.

»Verdammt!«, heulte sie auf.

Kevin half ihr empor. »Hast du dir weh getan?«

»Blöde Frage.« Sie hielt sich das aufgeschlagene Knie. Ohne auf das Blut an ihrer Hand zu achten, humpelte sie los. »Sieh mal, dort, da sind Leute.«

Mit ihrem nagellosen, blutenden Finger zeigte sie nach vorne, wo Scheinwerferlicht die Dunkelheit erhellte. Ein Auto, das vor einem Haus hielt.

»Die können uns bestimmt mitnehmen«, sagte sie und eilte auf das Gebäude zu, das sich beim Näherkommen als eine alte Fabrik entpuppte.

Sie sah gerade noch, wie ein Mann in der Halle verschwand. Sie zupfte sich die zerrissene Bluse zurecht. Nicht dass die Leute noch was Falsches dachten.

Sie musste kichern.

Geschähe Kevin ganz recht, alleine hier in der Einöde zurückbleiben zu müssen.

»Was lachst du so?«, fragte er, als er zu ihr aufgeholt hatte.

Sie grinste noch breiter.

Strafe muss sein.

Sie trat in die Halle. Ihr Kichern erstarb.

*

Ein schöner Anblick ist was anderes, dachte Kriminalhauptkommissar Paul Kalkbrenner, als er das Schlafzimmer betrat.

An einem gusseisernen Haken, der sich in knapp drei Metern Höhe aus der stuckverzierten Altbaudecke schraubte,

war ein Strick geknotet. Das andere Seilende wrang sich straff um den Hals eines Mannes.

Zweifellos hing er schon eine ganze Weile dort.

Fliegen umschwirrten ihn. Seine grünlich marmorierte Haut warf erste Blasen. Aus seinem Mund, der Nase und den Augenwinkeln tropfte eine dunkle, zähe Masse auf einen Stuhl, der umgeworfen auf dem Boden lag. Obwohl das Schlafzimmerfenster sperrangelweit offen stand, war der Verwesungsgestank kaum auszuhalten.

Am Fensterbrett lehnte mit kalkweißem Gesicht ein junger Streifenbeamter. Er atmete schwer.

»Ihre erste Leiche?«, fragte Kalkbrenner.

Der Polizist nickte. Sein Blick floh hinaus auf den Leuschnerdamm, wo Blaulicht durch die Kreuzberger Nacht zuckte.

»Man gewöhnt sich dran.«

»Also, ich ... ich weiß nicht.« Der Polizist schluckte, seine Augen mieden noch immer den Leichnam.

Je öfter man hinschaut, umso leichter fällt es, hätte Kalkbrenner ihm erklären können. Eine seiner Weisheiten, die er *Meine kleinen Helferlein* nannte.

Aber er hatte noch nie jemandem von diesem unerschöpflichen Fundus an Ratschlägen erzählt, die ihn seit Jahren durch den Berufsalltag begleiteten, und er sah keinen Grund, das jetzt zu ändern. Der junge Polizist musste seine eigenen Erfahrungen machen.

Stattdessen fragte er: »Wissen wir, wer der Tote ist?«

»Patrik Cerny, er wohnt hier.«

»Sind Sie sicher, dass das Patrik Cerny ist?«

»Äh, ja, die Ehefrau ...«

»Die Ehefrau?«

»Martina Cerny, sie war es, die ihn gefunden hat.«

»Erst heute?« Erstaunt schaute Kalkbrenner hinauf zu der Leiche. »Vorher hat sie ihren Mann nicht vermisst?«

»Nein.«

»Wie, nein?«

»Sie lebt mit den Kindern getrennt von ihrem Mann«, erklärte der Streifenbeamte.

»Wie lange schon?«

»Ein Dreivierteljahr.«

»Aber heute hat sie sich plötzlich um ihn gesorgt?«

»Er hat ...«, der Polizist sah hinüber zur Leiche, wendete den Blick aber sofort wieder ab, »... hatte den Unterhalt für diesen Monat nicht überwiesen.«

»Jetzt weiß sie wenigstens, warum«, grummelte Kalkbrenner. »Und *sie* hat Ihnen bestätigt, dass es sich bei dem Toten um ihren Mann handelt, Patrik Cerny?«

»Ja.«

»Ist sie noch hier?«

»Im Wohnzimmer, meine Kollegin ist bei ihr.«

Kalkbrenner betrachtete das Schlafzimmer.

Nichts deutete auf ein Fremdeinwirken hin, eine handgreifliche Auseinandersetzung. Das Zimmer machte nicht den Eindruck, als habe jemand versucht, derartige Spuren zu entfernen. Das ging für gewöhnlich mit augenfällig übertriebener Sauberkeit einher, davon konnte hier keine Rede sein.

Die Decke auf dem Doppelbett war knittrig, das Kissen zerwühlt. Unter dem Eichenbett kringelten sich Staubflocken, der Bettvorleger warf Falten, einer der beiden Hausschlappen lag auf der Seite. Die Spiegeltüren am Kleiderschrank waren mit Fingerabdrücken und Fettflecken übersät. Mit einem Flat-TV und gerahmten Bildern an der weiß tapezierten Wand wirkte das Schlafzimmer wie die meisten anderen in Kreuzberg, nicht luxuriös, aber auch nicht verwahrlost.

Was eine neue Frage aufwarf. Noch bevor sich Kalkbrenner allerdings wieder zu dem jungen Polizisten umdrehen konnte, erschien im Türrahmen eine Frau mit exotischem Teint, kurzen schwarzen Haaren, Jeans, Kapuzenshirt und brauner Lederjacke.

»Entschuldige«, sagte Sera Muth, Kriminalkommissarin und seine Kollegin im Morddezernat, »mir ist was dazwischengekommen.«

Kalkbrenner sah sie an, aber sie fügte nichts hinzu. Er hakte nicht weiter nach. Inzwischen hatte er sich daran gewöhnt, dass Muth nur selten viele Worte verlor, am allerwenigsten über ihr Privatleben. Stattdessen hatte er ihre außergewöhnliche Beobachtungsgabe und ihre knappen, klaren Erklärungen zu schätzen gelernt.

Mit gerümpfter Nase fragte sie: »Keinem im Haus ist der Gestank aufgefallen?«

»Genau das habe ich mich auch gerade gefragt.«

»Eine Vermisstmeldung gab es vermutlich auch nicht?«

Kalkbrenner wandte sich dem Polizisten am Fenster zu. »Haben Sie das überprüft?«

»Äh, nein.«

»Dann sollten Sie das tun. Vielleicht gab es ja doch jemanden, der sich um ihn gesorgt hat.«

»Ja, natürlich.«

»Obwohl es nicht danach aussieht.« Kalkbrenner trat an Muth vorbei in den Flur. »Reden wir mit der Ehefrau.«

*

Anezka hob ihren Kopf.

Schmerz, Tränen und Blut, das aus der Platzwunde an ihrer Stirn sickerte, trübten ihren Blick. Im Eingang zur Halle waren zwei schemenhafte Gestalten aufgetaucht. Standen nur da, wie eingefroren. Warum reagierten sie nicht? Sahen sie nicht, was hier geschah?

Auch Pjtor bewegte sich nicht. Mit der zum Schlag erhobenen Eisenstange wirkte er, wie inmitten eines grotesken Tanzes erstarrt.

Just dance, gonna be okay, da da doo-doo-mmm ...

Es war dieses Lied – und die Erinnerung an ihren verzückt dazu herumhopsenden Bruder –, das Anezka handeln ließ. Sie rollte sich zur Seite, weg von Pjtor.

Der ließ scheppernd die Eisenstange fallen.

Hilfe!, wollte Anezka rufen, doch aus ihrer Kehle löste sich nur eine Blase aus Speichel und Blut. Sie rappelte sich auf und taumelte auf die beiden Teenager zu.

Die Augen des Mädchens weiteten sich entsetzt. Der Junge schrie. Ein Knall übertönte seine Stimme. Blut spritzte gegen die Hallenwand. Das Mädchen sackte zu Boden.

Anezka erstarrte in der Bewegung.

Nein!

»Lauf!«, drang die panische Stimme des Jungen in ihr Ohr. Er packte ihre Hand und stürmte mit ihr aus der Halle.

Ein zweiter Schuss peitschte durch die Nacht. Irgendwo bellte ein Hund.

Aus den Schatten am Wagen löste sich Leonid.

»Schnell!«, keuchte der Junge, zog Anezka zur Straße und in die Dunkelheit des Feldes gegenüber.

Hinter ihnen klatschten Schritte auf dem Asphalt.

3 Verwundert drückte ich das Telefon an mein Ohr.
»Sanita?«

»Hallo, Frau Kluge«, wisperte Merles Freundin.

»Was soll das heißen: Du willst wissen, wann Merle endlich kommt?«

»Ich wollte fragen, also, wann sie endlich kommt.«

»Das habe ich begriffen, aber ...« Ich schaute auf die Uhr. Vor zwei Stunden war Merle zu ihrer Freundin aufgebrochen, die nur wenige Straßen weiter wohnte, ein Fußweg von zehn, maximal fünfzehn Minuten. »Sie müsste längst bei dir sein.«

»Ist sie aber nicht.«

»Okay, auch das habe ich verstanden, aber ...« Ich stellte das Wasserglas ab, legte die Wärmflasche beiseite und stemmte mich aus meinem Gartenstuhl.

Dabei bemerkte ich Toby, der in seinem Schlafanzug unbewegt im Türrahmen stand. Über seine Schulter lugte neugierig Aaron. Auch Elsa hatte ihren Kopfhörer wieder abgelegt.

Ich warf Yvonne einen bittenden Blick zu.

»Kommando an alle«, verkündete sie, »Zeit zum Schlafen.«

»Oh Mann, Yvonne!«, antwortete es mehrstimmig. Sogar der Kater miaute.

Yvonne scheuchte die Kinder ins Haus, was nicht ohne die übliche Quengelei abging.

»Ich muss noch mal aufs Klo«, verkündete Toby.

»Ich hab meine Hände noch nicht gewaschen«, schloss Aaron sich an.

»Yvonne, krieg ich ein T-Shirt von dir?«, fragte Elsa.

Ich blendete die Stimmen aus. »Sanita, Merle ist also nicht bei dir angekommen?«

Das Mädchen zögerte. »Noch nicht.«

»Noch nicht?«

»Ja.«

Sanitas eigenwillige Formulierung weckte mein Misstrauen. »Ist da etwas, was du mir verschweigst?«

»Na ja ...«

»Was heißt das – *na ja*?«

»Na ja, eigentlich nichts.«

»Und uneigentlich?«

»Also, sie ...«, Sanita druckste herum, »... aber Sie dürfen nicht sauer sein!«

»Warum sollte ich sauer sein?«

»Weil ich es Ihnen verraten habe.«

Ich brauchte einige Sekunden, bis ich die verquere Mäd-

chenlogik durchschaute. Unterdessen kehrte Yvonne zurück in den Garten und blieb vor mir stehen.

»Sanita«, sagte ich, »*was* willst du mir verraten?«

»Na ja, also, Merle ... sie wollte noch zu Kristi.«

»Kristi?«

»Ja.«

Ich legte auf.

»Kristi?«, fragte Yvonne.

Ausgerechnet Kristi!

»Mach dir keinen Kopf«, sagte Yvonne.

»Wer sagt, dass ich mir einen Kopf mache?«

Sie lächelte. »Ich! Und ich kenne dich.«

*

Es ist ein gutes Gefühl, zu wissen, dass jemand einen versteht. Dass dieser jemand einen besser kennt als jeder andere Mensch auf der Welt, besser sogar als die eigenen Eltern.

Falls Sie das mit meinen Eltern überrascht, nun: Ich bin in einem kleinen Örtchen in Norddeutschland aufgewachsen, so bieder und spießig, wie man es sich nur vorstellen kann.

Auch meine Eltern waren gutbürgerlich, hatten einen geregelten Alltag, lebten mit mir und meinen beiden Geschwistern eine kleine, heile Familienwelt.

Homosexualität existierte in dieser Welt nicht. Also sprachen sie das Thema nicht an, auch dann nicht, als ich ihnen gute Gründe dafür geliefert hatte. Mein Vater stellte sich blind und taub. Meine Mutter tat es als Kinderei ab: *So sind Kinder halt gelegentlich*. Ende der Diskussion.

Also musste ich mich alleine mit meinen Empfindungen auseinandersetzen. Mir selbst war nämlich längst aufgefallen, dass etwas anders an mir war. Nur wusste ich weder, was das war, noch hatte ich eine Vorstellung davon, wie ich damit um-

gehen sollte. Durfte ich es überhaupt? War es richtig? Oder stimmte irgendetwas nicht mit mir?

*

Ich rief auf Merles Handy an.

The person you have called is temporarily not available.

Mein Unterleib verkrampfte sich wieder, sobald ich die mechanische Frauenstimme hörte.

»Keine Panik«, sagte Yvonne und setzte sich zu mir, »es ist später Abend und ...«

»... Merle ist zu Kristi gegangen«, unterbrach ich und wiederholte: »*Kristi!*« Als wäre damit alles gesagt.

Kristis richtiger Name war Christiane, sie wohnte nicht im *Vorhof*, sondern fast schon *in der Hölle*, am Rande der Heinersdorfer Plattenbausiedlung. Und es gingen Gerüchte um, Partys, Alkohol, Drogen, solche Sachen.

Ja, ich weiß, was Sie denken: *So sind Kinder halt gelegentlich ...*

Nur dass Merle mit ihren fünfzehn Jahren schon eine schlimme Zeit hinter sich hatte, aufgewachsen in einer zerrütteten Familie, dann abgehauen, Straßenkind, Drogen, Gewalt und Heim. Und das war bei weitem noch nicht alles. Seit sie vor anderthalb Jahren bei uns eingezogen war, hatte sie endlich Ruhe gefunden – zum ersten Mal in ihrem Leben.

Nein, es gefiel mir nicht, dass sie sich mit Kristi abgab.

Yvonne legte ihre Hand auf mein Bein. »Noch ist ja gar nicht sicher, dass Merle tatsächlich bei ihr ist.«

»Bei Sanita ist sie jedenfalls nicht.«

»Außerdem ist der Großteil von dem, was wir über Kristi zu wissen glauben, nur ein Gerücht.«

»Wenn nur die Hälfte davon stimmt ...«

»Trotzdem kein Grund, gleich das Schlimmste anzuneh-

men.« Yvonne fegte meine Finger vom Kinn. »Oder dass du an deinen Pickeln rumpulst.«

Ich biss mir auf die Lippen.

Wahrscheinlich hatte sie recht. Es war später Abend, ich hatte meine Tage, war empfindlich und obendrein müde.

Hatte ich nicht eben erst selbst festgestellt, dass sich Merle endlich gefangen hatte?

Aber hätte sie dann nicht ihrer besten Freundin Sanita Bescheid gegeben?

Ich wählte erneut Merles Handynummer.

The person you have called is ...

Ich stand auf und ging ins Haus. Auf halbem Weg klingelte das Telefon. »Merle?«

»Yvonne?«, krächzte Yvones Mutter.

»Nein, Alma, ich bin's, Juliane.«

»Ach so, Juli, ja, weißt du, wegen dem Computer, der ...«

»Entschuldige, ich kann gerade nicht.« Ich drückte Yvonne den Apparat in die Hand und eilte in die Küche, wo mich Chuck sehnsüchtig mauzend vor seinem leeren Napf erwartete.

Ich schnappte mir die Autoschlüssel.

»Wohin willst du?«, fragte Yvonne.

4 Markus keuchte, sein Herz pochte und ihm war übel, dennoch registrierte sein trainierter Verstand alle wichtigen Details.

Der Kerl vor ihm war nicht groß, nicht einmal kräftig, was er mit Stahlkappenstiefeln und Army-Hose zu kaschieren versuchte. Einzig sein narbenzerfurchtes Gesicht strahlte etwas Bedrohliches aus – und das Klappmesser in seiner Hand.

Markus wandte sich ab.

Zu spät!

Auf der gegenüberliegenden Straßenseite waren seine beiden Verfolger aufgetaucht und schnitten ihm die Fluchtwege ab, der eine ein paar Meter weiter links, der andere rechts. Der Gestank von Alkohol, Kippen, Schweiß und, kein Zweifel, Axe Transition umfing Markus wie ein Netz. Von hinten stapften Schritte auf ihn zu.

Er drehte sich wieder um, die Hand fest am Briefumschlag in seiner Jackentasche.

»Gib mir«, knurrte das Narbengesicht.

Markus schob die freie Hand hinter seinem Rücken unter die Jacke.

Der Typ gefror in der Bewegung.

Sekundenlang starrten sie sich an. Ihr wütendes Schweigen dämpfte alle Geräusche, das Zirpen der Grillen, das Surren der Rasensprenger in den Vorgärten, das Knattern eines Mopeds. Bis Markus nur noch sein eigenes Atmen hörte, sein Herzklopfen und – ein Kichern? Aus einem der Hauseingänge trat ein älteres Ehepaar. Das Lachen erstarb, sobald die beiden die Gestalten auf der Straße bemerkten. Der Mann zerrte seine Frau zurück ins Haus, schlug die Tür ins Schloss, verriegelte es einmal, zweimal.

Das Narbengesicht zeigte ein Grinsen oder das, was er darunter verstand. Er hob das Messer. »Und jetzt gib ...«

Seine restlichen Worte gingen in einem Hupen unter.

Ein Wagen bog um die Ecke, ein betagter, mit Rostbeulen übersäter Polo, der scharf neben Markus bremste. Durchs offene Beifahrerfenster rief eine Stimme: »Yo, Mann, worauf wartest du?«

Das Grienen des Narbengesichts erlosch.

Markus wollte die Autotür öffnen. Sie klemmte. »Verdammt!«

Das Narbengesicht stürmte auf ihn zu. Auch die beiden anderen Freaks setzten sich in Bewegung.

Im Wagen stemmte sich der Fahrer über den Beifahrersitz, verpasste der Tür einen kräftigen Stoß.

Markus rüttelte am Griff. Vergeblich.

Das Narbengesicht holte mit dem Messer aus.

Markus zog das Kuvert aus seiner Tasche, schleuderte es ins Auto. Kopfüber sprang er durchs Beifahrerfenster hinterher.

Die Klinge erwischte ihn an der Schuhsohle.

»Fahr!«, schrie er.

Der Motor heulte auf. Hände umschlangen Markus' Knöchel, wollten ihn zurück ins Freie ziehen. Sein Beckenknochen knallte gegen den Fensterrahmen.

»Fahr doch, verdammt noch mal, fahr!«

Der Polo tat einen Satz. Erneut krachte seine Hüfte gegen die Innenverkleidung. Ein jäher Schmerz durchfuhr seinen Körper. Gleichzeitig zerrten die Hände an seinem Fuß. Er drohte auf die Straße zu stürzen. Hektisch ruderte er mit den Armen, bis er Halt am Beifahrersitz fand.

Das Narbengesicht, immer noch an seinen Fuß geklammert, stolperte neben dem Wagen her.

Markus winkelte sein freies Bein an. Die Schmerzen in seiner Hüfte waren kaum auszuhalten. Trotzdem trat er zu. Ein Knacken, laut genug, dass es den Lärm des Motors übertönte, verriet ihm, dass er getroffen hatte.

Endlich ließ der Mistkerl von ihm ab, und Markus konnte sich in den Polo hangeln, der an Geschwindigkeit gewann. Stöhnend wand er sich auf dem Sitz, bis er aufrecht saß. Der Fahrtwind peitschte ihm ins Gesicht. Er kurbelte die Fensterscheibe hoch.

»Hehe«, kicherte der Fahrer, »das war knapp.«

Markus schmeckte Sauerbraten und Galle. Seine Hüfte brannte. Sein Schädel kochte. »Verdammt, Mick, woher wussten die von unserem Treffen?«

*

Kalkbrenner setzte sich auf das Sofa gegenüber.

»Frau Cerny«, sagte er, nachdem er sich und seine Kollegin vorgestellt hatte, »entschuldigen Sie die Frage, aber der Mann im Schlafzimmer ist Ihr Gatte, Patrik Cerny, ist das richtig?«

Martina Cerny, eine zierliche Frau in schlichter Bluse, Jeans und abgetretenen Sneakers, hielt ein Taschentuch umkrampft. Ihr Gesicht war aschfahl, ihre Augen von Tränen gerötet. »Denken Sie etwa ...?«

»Nein, aber ich muss Sie das trotzdem fragen, reine Routine.«

»Ja«, sie tupfte ihre Augenwinkel ab, »das ist mein Mann.«

»Ich verstehe, dass sein Tod Sie trifft ...«

»Ach Gott, wie kommen Sie denn darauf?« Sie folgte Kalkbrenners Blick zu ihrem Taschentuch. »Weil ich weine? Das verstehen Sie falsch.«

»Inwiefern?«

»Sein Anblick, der ist mir auf den Magen geschlagen. Ich musste kotzen. Und wenn ich würgen, dann treibt es mir immer Tränen in die Augen.«

»Sein Tod ...«

»Der berührt mich wenig. Dass ich allerdings diese Schweinerei habe vorfinden müssen ...« Wütend zerknüllte sie das Taschentuch. »Das sieht diesem Mistkerl ähnlich.«

»Sie glauben, er wollte, dass *Sie* ihn finden?«

»Auf jeden Fall hat er es nicht verhindert.«

»Nun ...«

»Er hat gewusst, dass ich bei ihm aufkreuze, wenn er das Geld für die Kinder nicht zahlt, ich wohne ja nur fünf Straßen weiter ... Aber so war er schon immer: Hat sich um nichts geschert. Und jetzt kann ich zusehen, wie ich die Kleinen über die Runden bringe.«

Kalkbrenner schwieg und betrachtete das Wohnzimmer, das ebenso altbacken eingerichtet war wie das benachbarte Schlafzimmer. Eine braune Eichenschrankwand mit bleiver-

glasten Butzenscheiben und einer Barklappe, davor ein zer-schrammter Holztisch, um den sich eine Couchgarnitur grup-pierte, deren Polster unübersehbar unter Kindern gelitten hatten.

Er fragte: »Wie alt sind sie?«

»Die Ältere wird demnächst zwei, die Jüngere ist ein Jahr.«

»Halten Sie ...?« Er wurde durch das Klingeln seines Han-dys unterbrochen.

Es war Ellen, seine Exfrau. Er drückte den Anruf weg.

»Wann haben Sie Ihren Mann das letzte Mal gesprochen?«, fragte Muth.

»Am Sonntag vor zwei Wochen. Da habe ich mit ihm telefo-niert.«

»Warum?«

»Na, weil er das Geld nicht überwiesen hat. Für die Kin-der.«

»Seitdem haben Sie nichts mehr von ihm gehört?«

»Ich habe mehrmals versucht, ihn anzurufen, ihn aber nicht erreicht.« Sie schaute zu einem Regal in der Schrankwand, auf dem der Anrufbeantworter stand. Die digitale Anzeige zählte fünf verpasste Anrufe.

»Hat er früher schon einmal versucht, sich das Leben zu nehmen?«, fragte Kalkbrenner.

»Nein.«

»Oder angedeutet, dass er es tun möchte?«

»Auch nicht.«

»Als Sie vor zwei Wochen mit ihm telefoniert haben, wie hat er da auf Sie gewirkt?«

»Wie immer.«

»Das heißt?«

»Wie das Arschloch, das er war.«

»Halten Sie es für möglich, dass er ...?«

»... die Trennung nicht verkraftet hat?« Martina Cerny lachte auf. »Die Trennung ist ihm genauso egal gewesen wie

die Kinder. Wahrscheinlich stand ihm nur die Scheiße bis zum Hals, kein Wunder, hat ja genug davon verzapft.«

»Zum Beispiel?«

»Was weiß ich, das Übliche halt. Drogen und solche Sachen. Aber das können Sie alles in seiner Akte nachlesen ... Okay, ich war auch kein Kind von Traurigkeit, das will ich gar nicht verleugnen, aber bei mir ist das vorbei. Ich habe Kinder. Ich habe Verantwortung! Bei Patrik wurde es dagegen immer schlimmer, eine bescheuerte Aktion nach der anderen.«

»Deshalb sind Sie ausgezogen?«

»Ja.« Sie stopfte das Taschentuch in ihre Hosentasche. »Und wenn jetzt keine weiteren Fragen mehr sind ... Ich habe die Babysitterin nämlich nur für zwei Stunden bestellt.«

»Bevor Sie gehen, geben Sie bitte unserer Kollegin«, Kalkbrenner wies auf die Schutzbeamtin, »Ihre Kontaktdaten. Für den Fall, dass wir doch noch eine Frage haben.«

Martina Cerny nannte der Polizistin ihre Adresse. Als sie auf dem Weg zur Tür das Schlafzimmer passierte, hielt sie die Augen stur geradeaus gerichtet.

Kalkbrenner fischte Einweghandschuhe aus seiner Jackentasche, ging zur Schrankwand und tippte den Wiedergabeknopf des Anrufbeantworters.

Der erste Anruf war vor acht Tagen eingegangen. »*Patrik, wo steckst du?*«, schimpfte Martina Cerny. »*Ich warte mit den Kindern auf dich. Kannst du dich nicht ein Mal an unsere Absprachen halten?*«

Kalkbrenner sprang vor zum zweiten Anruf, vor sieben Tagen. »*Also gut, Patrik*«, wieder Frau Cerny, diesmal schwankte ihre Stimme zwischen Resignation und Wut. »*Das war's dann wohl. Schönen Dank auch, die Kinder waren mal wieder enttäuscht. Aber glaub ja nicht, dass du noch mal kommen brauchst. Vergiss es! Ach so, und dein Geld ist auch noch nicht da. Kümmere dich bitte wenigstens darum.*«

Der dritte Anruf war vor zwei Tagen eingegangen. »*Hey, du*

Sackgesicht«, motzte eine Männerstimme, »was denkst du dir, so'ne Scheiße zu verzapfen? Meld dich oder ich mach dir Beine!«

Der vierte Anruf gestern war ohne Nachricht erfolgt.

Der fünfte stammte abermals von Martina Cerny, heute Morgen: »Das Geld ist immer noch nicht auf dem Konto! Ich komme heute vorbei. Wenn du nicht da bist ... Ich sag's dir, ich geh zum Anwalt. Mir reicht's, endgültig!«

»Und mir erst mal!«, grollte es aus der Diele.

*

Markus wartete vergeblich auf Antwort.

Mit der einen Hand steuerte Mick den klapprigen Polo in einem Höllentempo durch die engen Gassen Krembs, mit der anderen befangerte er das Briefkuvert.

Markus entriss es ihm. »Pass auf, wo du hinfährst!«

»Yo, Mann, klar.« Hupend wich Mick einem Radfahrer aus.

»Was soll der Scheiß? Soll jeder hören, wo wir langfahren?«

Wütend stopfte Markus den Umschlag in die Jackentasche.

»Was is'n da drin in deinem Brief?«

»Guck nach vorne, verdammt!«

»Mach dich mal locker.«

Markus setzte zu einer Antwort an, aber der Schmerz in seiner Seite verlangte seine ganze Aufmerksamkeit. Mühsam klaubte er ein Zippo-Feuerzeug und eine zerknüllte Schachtel Gauloises aus seiner Hosentasche.

»Machste mir auch 'ne Tüte?«, fragte Mick.

»Während du fährst?«

»Dann gib mir wenigstens 'ne Kippe.«

»Hab nur noch eine.«

Mick beugte sich zum Handschuhfach vor.

»Bist du bescheuert oder was?«

»Da müss'n noch Fluppen drin sein.«

»Dann sag was, aber schau verdammt noch mal nach